Welle und Seele

Bin ich heut' zum Strom gegangen;
Ei — wie klang das silberhell!
Ueber Stein und wild Gerölle,
Lustig sprangen Well' auf Well' ...

Und kein noch so großes Hemmnis
Störte ihren muntern Lauf,
Gurgelnd, murmelnd, emsig schwatzend
Nahm der größ're Strom sie auf ...

Soll die Welle mich beschämen? —
Kleine Well'! — Ich folge dir.
Denn nach Erdenleid und Mühen
Winken Gottes Arme mir ...

Munter, ohne Furcht und Zagen
Will ich geh'n den Erdenpfad,
Fest vertrauend Gottes Hülfe
Und gestählt durch seine Gnad' ...

In das Meer der ew'gen Liebe
Lenken will mein Schifflein ich,
Bis sie ganz mich aufgenommen
Bis sie ganz verzehret mich ...

Auxilia.

habe ihn durch das Anschauen vermerkt und mit dieser Rede getroffen, eilt demnach in aller Still zu seinen Diebskameraden. „Brüder", sagt er, „der Diebshenker hol mich, der Kerl ist ein Zauberer, er hat mich ersehen." — Des andern Tags wird nochmal eine stattliche Mahlzeit zugericht, wobei Herr Ratz sich sehr wohlbefunden, und war der Zulauf des Volks noch viel größer als des vorigen Tags. Es wollte aber die Fürstin recht erfahren, ob dieser ein solcher Künstler sei, der die verborgenen Sachen wisse. Zu solchem Ende ließ sie zu dem Konfekt (als Nachtisch) eine verdeckte Schüssel auftragen, worunter ein lebendiger Ratz (Ratte) verborgen, welches sonst niemand gewußt als sie und ein Bedienter. Dem Herrn Gast wird auferlegt, er solle erraten, was in der verdeckten Schüssel verborgen. Oime! schreit er auf, kratzt hinter den Ohren und sagt: Ratz, Ratz, du bist gefangen! Er vermeinte solches von seiner eigenen Person, weil er diesen Zunamen hatte, daß er dermal sei in seinem Possenhandel ertappt; das Volk aber und die fürstlichen Bedienten glaubten, als man die Schüssel aufgedeckt, er habe solches von diesem gefangenen Ratzen geredet, und folgsam (folglich) ihn für einen Zauberer gehalten, welches dem Herrn Monsieur le Ratz sehr wohlgefallen, dahero er nach vollbrachter Mahlzeit mehrmalen aufgestanden und noch kecker als zuvor alle Umstehenden angeschaut, endlich aufgeschrien: „Ich habe schon den andern!" (Er verstund den andern Freßtag.) Der andere aus den interessierten Dieben war auch dazumalen gegenwärtig, avisiert deswegen in der Still die andern Mitdiebe, es sei doch wahr, was sein Kamerad gestern gemeldet, der Kerl sei ein Zauberer, und er habe ihn mit allem Fleiß erschrecklich angeschaut, auch noch darüber gewußt, was in der verdeckten Schüssel verborgen gewesen. (Was nicht das böse Gewissen tut!) — Den dritten Tag ließ die Fürstin sehr herrlich auftragen, und war eine überaus große Menge Volk vorhanden, weil allenthalben schon ausgeschrien worden, der Herr Ratz sei ein Wahrsager. Nachdem sich dieser listige Vogel nach allem Wunsch bei dieser Tafel begrast (gemästet), hat er sich wieder erhoben und alle um und um ganz genau angeschaut, endlich aufgeschrien: „Gut, gut, jetzt hab ich den dritten!" (Er verstund den dritten Freßtag.) Nach diesem begab er sich aus dem Saal in ein anderes Zimmer, und machte sich Mucken, wie er sich möchte manierlich aus dem Staub machen. Ihm aber ist in der Still einer auf dem Fuß nachgefolgt und vor ihm auf die Knie niedergefallen, bittend: „Herr", sagt er, „ich habe es gestern und vorgestern meinen zwei Kameraden nicht recht glauben wollen, aber heute habe ich es leider selbst erfahren, daß Ihr ein Zauberer seid und habt mich gleich erkennt, wie Ihr Euch umgeschaut. Ich bitte demnach um Gottes willen, er verschone unsere Ehr und guten Namen, wir stellen uns mit hundert Talern ein." — „Ja", antwortete der Herr Ratz, „aber wo ist das Kleinod?" — „Da, da," sagt der Dieb und gibt es ihm mit Zittern und Weinen. Wer war damals getröster als unser Ratz, der ein so wunderlicher Ratsherr worden? Er brachte das gestohlene Kleinod mit sondern Freuden zu der Fürstin, bekommt eine sehr stattliche Remuneration und bekennt anbei den ganzen wunderlichen Verlauf, hoch beteuernd, daß er die Zeit seines Lebens nicht um die schwarze Kunst habe gewußt, nur allein haben diese drei Kerl ihr eigenes böses Gewissen selbst geoffenbaret und an den Tag gegeben.

Unerfüllte Wünsche

Nachdruck verboten.

Beinahe jeder Mensch klagt über unerfüllte Wünsche und erinnert sich dabei fast nie der genossenen Freuden, die ihm als Erfüllung einstmaliger Hoffnung manche glückliche Stunde bereitet haben. Viele erwägen auch nicht, in welchem Maße sie selbst Schuld daran tragen, wenn ihre Wünsche eben nur Wünsche blieben. Denn daß jeder Genuß durch Mühe erkauft sein will, ist gewiß. Auch wäre es gut, wenn man sich zuweilen der Freuden erinnerte, die sich als Ursache zu einer ganzen Reihe von Leiden erwiesen, und der Schmerzen gedächte, die als Würze für spätere Freuden — vielleicht gar als deren Erzeuger — zu betrachten sind. Hättest du keine Wünsche, so müßtest du fürchten, einmal unversehens vom steilen Gipfel deines Glücks herabzustürzen, und schon der Gedanke an den Tod würde dich quälen und erschrecken. Je mehr uns das Leben bietet, desto schwerer können wir uns an den Gedanken gewöhnen, daß wir sterben müssen, desto schwerer auch erscheint das Sterben selbst. Gib dich deshalb zufrieden, wenn viele deiner Hoffnungen und Wünsche unerfüllt blieben, und denke, daß gewiß noch Tausende von deinen Mitmenschen viel mehr entbehren als du. Das eigene Unglück erscheint gewöhnlich größer als das Unglück anderer, selbst wenn es bedeutend kleiner wäre.

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 62: Buchstaben-Rätsel.

Im Schmuck der Krone sah
Es manches Haupt mit A,
Steht N für A, so ruht
Es schaukelnd auf der Flut.

Nr. 63: Scharade.

Die erste läßt sich leicht erraten,
Die Hälfte ist's von einem Spaten,
Die zweite kann manch' Wappen zeigen
Am Helm, der jenem ist zu eigen.
Die dritte findet man beim Mahl,
Doch ebenso im Fechtersaal.
Das Ganze führt dich über Felder
Und Wiesen hin durch schatt'ge Wälder,
Durch dicht Gehölz und freie Lichtung,
Auch nennts den Titel einer Dichtung.

Nr. 64: Bilderrätsel.

Auflösungen aus Nr. 31.

Nr. 61. Bilderrätsel: Herzlich hassen, mündlich lieben, ist der Menschen meistes Lieben.

Verantwortlich: Peter Becher, Brühl.
Druck und Verlag „Brühler Zeitung, Buchdruckerei P. Becher, GmbH., Brühl.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 32 Sonntag, den 9. August Jahrgang 1925

Scherben.

Wenn ich bei Nacht auf meinem Lager liege,
Auf meinem Lager schlaflos und allein,
Gedankenvoll den Arm ums Haupt mir biege,
Dann stürmt mein ganzes Leben auf mich ein.

Von allen Seiten kommt es angezogen
Auf breiten Straßen und auf schmalem Weg,
Das Glück, die Hoffnung, die mich oft betrogen,
Denn unter ihrem Schritte wankt der Steg.

Mein Dichten, Trachten, all mein Tun und Lassen
Stellt sich so lebhaft dann vor meinen Sinn.
In einen Sack muß ich's zusammenfassen
Und wühle, wühle, wühle dann darin.

Und suche, such' mit fieberheißen Händen
Nach einem Goldkorn, einem Edelstein,
Nach Taten, für den Himmel zu verwenden,
Und wären noch so arm sie, noch so klein.

Doch Stückwerk alles, elend bunte Scherben
Liegt dann im wilden Chaos um mich her —
Und weinen möcht' ich, weinen, ach zum Sterben,
Zum Sterben ist das Herz mir alsdann schwer.

Thekla Schneider.

Der Schmiedheinrich.

Eine wahre Geschichte von Paul Dillburg.

Nachdruck verboten.

Jeder Mensch hat sein besonderes Kreuz; ob groß oder klein, es drückt ihm die Achsel. Wenn nicht, dann wäre es eben kein rechtes Kreuz.

Das Kreuz des Dorfschmieds Heinrich Spielhoff hieß genau wie er selbst, war dreißig und einige Jahre jünger als er und — sein eigener Sohn.

Nicht als ob der Schmiedssohn keine guten Eigenschaften gehabt hätte; aber er besaß ein merkwürdiges Ungeschick, sie immer am unrechten Ort zu betätigen. Gewiß war er gehorsam; wenn nicht gegen Eltern und Lehrer, so doch gegen seine losen Kameraden; er war mutig — nicht gegen die Verführer, aber mit Auszeichnung bei jedem tollen Streich; fleißig — nicht in Vaters Haus und Hof, sondern beim Spiel.

Heinrich war der größte und stärkste Bursche im Dorf für seine siebzehnjährige Jugend. Vater Spielhoff war nicht gerade stolz auf seinen Sprößling, der es bei keinem Meister in der Lehre ausgehalten hatte, machte ihm auch oft genug, seinen Standpunkt klar, daß man im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen müsse, daß unser Herr Jesus Christus die Arbeit geheiligt habe, indem er einen Zimmermann zum Pflegevater erkor, daß ferner nur selbstverdientes Brot den rechten Geschmack habe. Auch die kräftigen Schmiedefäuste des Alten spielten bei solchen lebhaften Auseinandersetzungen des öfteren mit; aber Heinrich schüttelte alles leichter ab, wie der Hund den Regen, glitt zur Tür hinaus und schritt pfeifend zu seinem Lieblingsplätzchen, der Wiese am Waldrand, von der aus man Dorf und Tal weithin überblickte.

Je mehr Heinrich vereinsamte — denn auch seine wildesten Kameraden fanden nach und nach ihre Stelle im Leben — desto öfter lag er auf jener Wiese. Dann dachte er so allerlei, und seine Gedanken schwankten hin und her wie manche Bauern am Kirchweihabend. Warum das Dorf nicht eine Viertelstunde lang die Landstraße abwärts läge; warum ihm der Vater den Taler für das Lotterielos nicht gegeben habe, während er doch sicher einen hohen Treffer erhalten hätte, und warum die Stina, Vaters Haushälterin, heute Bohnen anstatt Erbsen koche.

An einem heißen Junitag lag Heinrich Spielhoff wieder an der bekannten Stelle und hatte es sich im Heu so recht bequem gemacht. Der Himmel zu seinen Häupten war fast kornblumenblau, rings um ihn geigten die Grillen ihr schrilles Lied, und aus dem Walde kam sanfte Kühlung hergeweht. Daß nun gerade der krumme Dierk mit seinem Bücherkasten des Weges kam, paßte weniger in die reine Gottesnatur. Aber dem Dierk war es recht, daß er den Heinrich traf; dieser hinwiederum freute sich, ein paar Worte verplaudern zu können.

„Wie geht's, wie steht's, Freundschaft?" rief der Bücherhändler mit seiner gequetschten Fistelstimme.

„O, so weit ganz gut," meinte Heinrich Spielhoff.

„Habt Ihr nie Langeweil', so allein?"

„Könnt' ich nicht sagen. Es denkt sich so mancherlei, wenn man nur mit sich selbst ist."

„Hahaha," grinste Dierk, „mag was Schönes sein um die Gedanken. Woran habt Ihr dann wohl zuletzt gedacht, Schmiedheinrich?"

„Daß der Siepmüller so dick reich ist und ich gerne mit ihm teilen möchte," erzählte der Junge.

„Da habt Ihr gar nichts Dummes gedacht, Freundschaft," lobte Dierk. „Es ist eine Schande, daß so ein heller Kopf auf dem Dorf verkommen muß."

Die plumpe Anerkennung trieb Heinrich das Blut in den Kopf.

„Ihr müßt lesen, dann werdet Ihr was," riet der Händler, indem er den Deckel von seinen Schätzen zog. „Hier, junger Freund, das bildet. Rührende Geschichten, grausame Geschichten, was man wünscht, alles ist da. Wenn Ihr das gelesen habt, was ich hier in meinem Koffer trage, dann seid Ihr nachher so klug, daß Ihr selbst solche Geschichten machen könnt."

„Das wäre!" zweifelte Heinrich.

Dierk ermunterte weiter: „Ei gewiß! Ein paar Hefte will ich Euch leihen, und Ihr braucht mir nichts dafür zu zahlen. Wenn sie Euch gefallen und Ihr auch die anderen wünscht, werden wir uns schon leicht einigen."

Dierk war schon einige Dutzend Schritt bergab gestiegen, als der junge Spielhoff erst seinen Fortgang bemerkte. So sehr hatte er sich nämlich in die Betrachtung der Bilder vertieft, welche in den Heften des krummen Dierk enthalten waren. —

Von diesem Tage an hatte der alte Schmied noch mehr als früher über seinen Sohn zu wettern, der zu rein nichts mehr zu gebrauchen war. Ein fürs andere Mal brummte er für sich hin: „Was mag nur jetzt dem Bengel in den Kopf gefahren sein!"

Für Heinrich aber begann ein neues Leben in einer Phantasiewelt von Mördern, Räubern und unschuldigen hartverfolgten Damen, und Dierk hatte kaum einen eifrigeren Leser als den Schmiedssohn. Er stand sich nicht schlecht dabei; die Pfennige des Leihgeldes summierten sich langsam, aber beständig. Sah er, daß Heinrich mit besonders großem Verlangen die neuen Lieferungen einer Erzählung erwartete, erhöhte er wohl auch das Leihgeld. In gemessenen Zwischenräumen reichte er seinem Kunden auch die kleinen „Volksschriften", die ihm sein Bücherlieferant in der Stadt unentgeltlich zugab. An diesen fand Heinrich ebenfalls mit der Zeit Geschmack.

Inzwischen wurde er von Tag zu Tag stiller und bleicher. Da er sich immer noch zu keiner Arbeit zwingen ließ, die gegen ungesunde Gedanken eins der besten Heilmittel ist, gewannen bald die Ideen, welche er unausgesetzt aus Dierks Büchern zog, so völlig die Herrschaft über ihn, daß er sogar am Tage wie in wüsten Träumen befangen einherging. Ein Glück war's noch, daß er sein Leben nicht nach seinem neuen Wissen einrichtete; sonst wäre er wohl bald

hinter Schloß und Riegel gekommen. Stand es doch in jenen Büchern, bald klar, bald verblümt, daß Eigentum Diebstahl, daß der Zweck des Lebens der Genuß, daß die Religion Menschenwerk und daher nicht verbindlich sei usw.

Wie gesagt, es war ein Glück für Heinrich Spielhoff, daß er diese Gedanken nicht in die Tat umsetzte. Wer kann aber wissen, ob es nicht soweit gekommen sein würde, wenn nicht ein an sich wenig bedeutsames Ereignis seinem Leben eine Richtung zum Bessern gegeben hätte.

Der alte Spielhoff, dem die heimlichen Lesefreuden seines Sohnes nicht unbekannt geblieben waren, brachte in seiner großen Sorge mit unsäglicher Mühe seinen Sohn zu leichterer Tätigkeit. So schickte er ihn an einem schönen Morgen im Oktober mit einigen Besorgungen zur Stadt: unter anderm hatte er ihm die Eintreibung von zwei kleineren Forderungen aufgetragen.

Der Morgen war frisch und klar: der Wind ging kühl über die abgeernteten Felder. Langsam färbte sich das Laub der Bäume, die in regelmäßigen Abständen zu beiden Wegseiten standen. Im zart-blauen Duft der Ferne winkten die Dächer der Stadt.

Kurz vor dem Tore wollte es der Zufall, daß Heinrich an einer Raststelle den krummen Dierk überholte, und es ließ sich leicht denken, daß die beiden Freunde in wohlgemuter Stimmung ihren Weg zusammen fortsetzten. Dierk wollte bei Simon David, seinem Lieferanten, die neuesten Sachen in Empfang nehmen, wie er berichtete. Auch der junge Spielhoff sprach offen von seinen Geschäften. Dierk und Heinrich trennten sich auf dem Marktplatz nicht eher, als bis sie sich fest versprochen hatten, ihr Mittagbrot im „Reichskanzler" einzunehmen.

Obwohl der Schmiedssohn sich nach Möglichkeit beeilt hatte und überall ohne großen Zeitverlust seine Aufträge hatte erledigen können, war Dierk schon vor ihm im „Reichskanzler." Er saß mit einigen jüngeren und älteren städtisch gekleideten Herren an einem Ecktisch, von dem aus er den Eingang im Auge behalten konnte und rief seinen Freund gleich zu sich heran.

„Dies ist der Herr Heinrich Spielhoff", stellte er den Ankömmling seinen Bekannten vor, „von mir entdecktes Talent aus dem Dorfe H..."

„Schon gut," brummte ein kleiner hagerer Mann mit grünlich schillernden Augen und dünnem Knebelbart, indem er den Buchhändler niederzog. Das Essen kam und wurde schweigend verzehrt. Nachdem aber das Geschirr abgetragen war, begann es lebhafter zu werden, so daß auch Heinrich aus sich herausging. In Kurzem war ein regelrechtes Trinkgelage im Gange.

Heinrich Spielhoff war außerordentlich stolz über die Zuvorkommenheit, mit der ihm allseitig begegnet wurde, und tat wacker Bescheid. Nachdem das schwere Bier seine Zunge gelöst hatte, war es ihm möglich, an der Unterhaltung der Tischrunde teilzunehmen, welche ihm reichlich Gelegenheit bot, seine neuerworbenen Kenntnisse anzuwenden. —

„Sie sind für einen Bauernjungen — verzeihen Sie das Wort — bewundernswert liberal," sagte der Mann mit dem Knebelbart voll Anerkennung und setzte sich neben Heinrich, der bald nicht mehr wußte, was er ob all' der zahlreichen Ehrungen denken sollte. Dierk aber zeigte den Wogen seiner Erregung einen bequemen Abschluß, indem er Spielhoff laut genug, um allen verständlich zu werden, den Vorschlag machte, sich durch Bezahlen einer „Runde" erkenntlich zu zeigen.

So setzte sich das Gelage bis zum Abend fort. Die Unterhaltung wurde freier und ausgelassener. Auch das Heiligste wurde mit der beißenden Lauge des Spottes nicht verschont, und die Satzungen der Sittlichkeit schienen den Herren nur zu dem Zwecke zu existieren, um ihnen den Genuß der Uebertretung zu gewähren.

Spielhoff's Geist war in hellem Aufruhr. „Ich bin der Eure!" hätte er sagen mögen, wenn nicht die Stimme des Gewissens noch zu mächtig in ihm dagegengesprochen hätte. Schließlich war er von allem Hören und Reden und Trinken seiner Sinne nicht mehr mächtig. Der Boden wankte unter seinen Füßen, alles drehte sich um ihn in tollem Wirbel.

Als er die Augen aufschlug, sah er den sternbesäten Himmel über sich. Er erinnerte sich zuerst des Vorgefallenen wie eines häßlichen wüsten Traumes, doch überzeugte ihn die bleierne Schwere seiner Glieder bald davon, daß kein Traum, sondern ein wirkliches Ereignis hinter ihm lag. Er war auf zusammengelegte Plantücher gebettet; unter ihm knirschte der Steinbelag der Landstraße, und durch das Rasseln der Räder hörte er den festen Hufschlag zweier Pferde.

„Wo bin ich?" schrie er.

Darauf hielt der Wagen, und der Leiter des Gefährts trat mit der Laterne zu ihm heran.

„Du bist's, Kötter Kremer?"

„Ja gewiß, wer denn sonst? Wir sind in einer guten Viertelstunde zu Hause. Aber so etwas darfst Du nie mehr tun, Schmiedheinrich. Der krumme Dierk und seine Konsorten sind ja an Deinem Rausch schuld. Aber Du hattest doch deinen freien Willen, und festgehalten haben sie Dich sicher nicht. Na, bleib ruhig liegen. Du willst mir danken? Dank ist nicht notwendig. Die Gäule kriegen Dich wohl noch vom Fleck und nur ein Mensch wie der Dierk hätte Dich in Deinem Zustand ohne Hülfe gelassen."

Der Schmied war sprachlos über den Bericht des Kötters Kremer. Dann geriet er in eine solche Wut, daß Kremer Mühe genug hatte, ihn zu beruhigen. Im Hause, zwischen vier Wänden, gab es darauf eine längere Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn, der wieder ziemlich ernüchtert war. Aber Kremer lauschte vergeblich, wenn er auf einen Skandal gewartet hatte, Heinrich leistete Abbitte und machte eine Reihe sehr ernster und vernünftiger Versprechungen: es war ihm wie ein Schleier von den Augen gefallen: er hatte gesehen, wie seine Trägheit und Unbotmäßigkeit, überhaupt seine ganz unnütze Lebensweise, die er bislang geführt, ihn auf schlimme Abwege gebracht hatte. Sein Leben sollte von nun an besser werden. Der Alte aber erklärte schlicht und treuherzig, daß er seinem Sohne Vertrauen schenke. Da lief Kremer seelenvergnügt zu seinem Wagen, den er eine Straßenkrümmung weiter stehen hatte und fuhr heim.

Noch ein weiterer Grund befestigte Heinrichs Vorsätze, indem er zeigte, wie wenig Dierk und seine Genossen das Zutrauen verdienten, das er ihnen Anfangs geschenkt hatte.

Als nach dem Abendbrot Heinrich über seine am Morgen erledigten Geschäfte Abrechnung geben wollte, stellte sich heraus, daß ihm sein lederner Geldbeutel fehle, in welchem er seine Einnahmen geborgen hatte. Heinrich erinnerte sich sogleich wieder des Herrn mit dem Knebelbart und der übergroßen Freundlichkeit, erzählte dem Vater auch ganz genau alles, was er wußte. Da aber die nächsten Tage schon ausgiebig bewiesen, daß mit Heinrich eine vollständige Sinnesänderung vorgegangen war, unterließ der alte Spielhoff die gerichtliche Anzeige. „Teures Lehrgeld," brummte er, „aber der Junge hat scheint's etwas dabei gelernt."

Die schwarze Spinne*).

... Da kam rasch, daß es fast pfiff, wie der Wind pfeift, wenn er aus den Kammern entronnen ist, ein Weib daher, einen großen Korb auf dem Kopfe. Es war Christine, die Lindauerin, des Hornbachbauern Eheweib, zu dem derselbe gekommen war, als er einmal mit seinem Herrn zu Felde gezogen war. Sie war nicht von den Weibern, die froh sind, daheim zu sein, in der Stille ihre Geschäfte zu beschicken, und die sich um nichts kümmern als um Haus und Kind. Christine wollte wissen, was ging, und wo sie ihren Rat nicht dazu geben konnte, da ginge es schlecht, so meinte sie.

Mit der Speise hatte sie daher keine Magd gesandt, sondern den schweren Korb auf den eigenen Kopf genommen und die Männer lange gesucht umsonst; bittere Worte ließ sie fallen darüber, sobald sie dieselben gefunden. Unterdessen war sie aber nicht müßig, die konnte noch reden und schaffen zu gleicher Zeit. Sie stellte den Korb ab, deckte den Kübel ab, in welchem das Hafermus war, legte das Brot und den Käse zurecht und steckte jedem gegenüber für Mann und Knecht die Löffel ins Mus, und hieß auch die andern zugreifen, die noch speislos waren. Dann frug sie nach der Männer Tagewerk, und wie viel geschaffet worden in den zwei Tagen? Aber Hunger und Worte waren den Männern ausgegangen, und keiner griff zum Löffel, und keiner hatte eine Antwort. Nur ein leichtfertig Knechtlein, dem es gleichgültig war, regne oder sonnenscheine es in der Ernte, wenn nur das Jahr umging und der Lohn kam und zu jeder Essenszeit das Essen auf den Tisch, griff zum Löffel und berichtete Christine, daß noch keine Buche gepflanzt sei, und alles gehe, als ob sie verhext wären.

Da schalt die Lindauerin, daß das eitel Einbildung wäre und die Männer nichts als Kindbetterinnen: mit Schaffen und Weinen, mit Hocken und Heulen werde man keine Buchen auf Bärhege bringen. Ihnen würde nur ihr Recht widerfahren, wenn der Ritter seinen Mutwillen an ihnen ausließe; aber um Weib und Kinder willen müsse die Sache anders zur Hand genommen werden. Da kam plötzlich über die Achsel des Weibes eine lange schwarze Hand, und eine gellende Stimme rief: „Ja, die hat recht!" Und mitten unter ihnen stand mit grinsendem Gesicht der Grüne, und lustig schwankte die rote Feder auf seinem Hute. Da hob der Schreck die Männer von dannen, sie stoben die Halde auf wie Spreu im Wirbelwinde.

Nur Christine, die Lindauerin, konnte nicht fliehen, sie erfuhr es, wie man den Teufel leibhaftig kriegt, wenn man ihn an die Wand male. Sie blieb stehen wie gebannt, mußte schauen die rote Feder am Barett, und wie das rote Bärtchen lustig auf- und niederging im schwarzen Gesichte. Gellend lachte der Grüne den Männern nach, aber gegen Christine machte er ein zärtlich Gesicht und faßte mit höflicher Gebärde ihre Hand. Christine wollte sie wegziehen, aber sie entrann dem Grünen nicht mehr, es war ihr, als zische Fleisch zwischen glühenden Zangen. Und schöne Worte begann er zu reden, und zu den Worten zwitzerte lüstern sein rot Bärtchen auf und ab. So ein schön Weibchen habe er lange nicht gesehen, sagte er, das Herz lache ihm im Leibe: zudem habe er sie gern mutig, und gerade die seien ihm die liebsten, welche stehen bleiben dürften, wenn die Männer davonliefen. Wie er so redete, kam Christine der Grüne immer weniger schreckhaft vor. Mit dem sei doch noch zu reden, dachte sie, und sie wüßte nicht warum davonlaufen, sie hätte schon viel Wüstere gesehen. Der Gedanke kam ihr immer mehr: mit dem ließe sich etwas machen, und wenn man recht mit ihm zu reden wüßte, so täte er einem wohl einen Gefallen, oder am Ende könnte man ihn übertölpeln wie die andern Männer auch. Er wüßte gar nicht, fuhr der Grüne fort, warum man sich vor ihm scheue, er meine es doch gut mit allen Menschen. Da faßte Christine ein Herz und antwortete: Er erschrecke aber die Leute auch, daß es schrecklich wäre. Warum habe er ein ungetauftes Kind verlangt, er hätte doch von einem andern Lohn reden können, das komme den Leuten gar verdächtig vor: ein Kind sei immer ein Mensch, und ungetauft eins aus den Händen geben, das werde kein Christ tun. „Das ist mein Lohn, an den ich gewohnt bin, und um andern fahre ich nicht, und was fragt man doch so einem Kinde nach, das noch niemand kennt? So jung gibt man sie am liebsten weg, hat man doch noch keine Freude an ihnen gehabt und keine Mühe mit ihnen. Ich aber habe sie je jünger je lieber, je früher ich ein Kind erziehen kann auf meine Manier, um so weiter bringe ich es, dazu habe ich aber das Taufen gar nicht nötig und will es nicht." Da sah Christine wohl, daß er mit keinem andern Lohn sich werde begnügen wollen; aber es wuchs in ihr immer mehr der Gedanke: Das wäre doch der einzige, der nicht zu betrügen wäre.

Darum sagte sie: Wenn aber einer etwas verdienen wolle, so müßte er sich mit dem Lohne begnügen, den man ihm geben könne, sie aber hätten gegenwärtig in keinem Hause ein ungetauftes Kind, und in Monatsfrist gebe es keins, und in dieser Zeit müßten die Buchen geliefert sein. Da schwänzelte gar höflich der Grüne und sagte: „Ich begehre das Kind ja nicht im voraus. Sobald man mir verspricht, das erste zu liefern, ungetauft, welches geboren wird, so bin ich schon zufrieden." Das gefiel Christine gar wohl. Sie wußte, daß es in geraumer Zeit kein Kind geben werde in ihrer Herren Gebiet. Wenn nun einmal der Grüne sein Versprechen gehalten und die Buchen gepflanzt seien, so brauche man ihm gar nichts mehr zu geben, weder ein Kind noch was anderes; man lasse Messen lesen zum Schutz und Trutz und lache tapfer den Grünen aus, so dachte Christine. Sie dankte daher schon ganz herzhaft für das gute Anerbieten und sagte: Es sei zu bedenken, und sie wolle mit den Männern darüber reden. „Ja", sagte der Grüne, „da ist gar nichts mehr weder zu denken noch zu reden. Für heute habe ich euch bestellt, und jetzt will ich den Bescheid: ich habe noch an gar vielen Orten zu tun und bin nicht bloß wegen euch da. Du mußt mir zu- oder absagen, nachher will ich von dem ganzen Handel nichts mehr wissen." Christine wollte die Sache verdrehen, denn sie nahm sie nicht gerne auf sich, sie wäre sogar gern zärtlich geworden, um Stündigung zu erhalten, allein der Grüne war nicht aufgelegt, wankte nicht: „jetzt oder nie!" sagte er. Sobald aber der Handel geschlossen sei um ein einzig Kind, so wolle er in jeder Nacht so viel Buchen auf Bärhegen führen, als man ihm vor Mitternacht unten an den Kirchstalden liefere, dort wolle er sie in Empfang nehmen. „Nun, schöne Frau, bedenke dich nicht!" sagte der Grüne und klopfte Christine holdselig auf die Wange. Da klopfte doch ihr Herz, sie hätte lieber die Männer hineingestoßen, um hintendrein sie schuld geben zu können. Aber die Zeit drängte, kein Mann war da als Sündenbock, und der Glaube verließ sie nicht, daß sie listiger als der Grüne sei, und wohl ein Einfall kommen werde, ihn mit langer Nase abzuspeisen. Darum sagte Christine: Sie für ihre Person wolle zugesagt haben, wenn aber dann später die Männer nicht wollten, so vermöchte sie sich dessen nicht, und er solle es sie nicht entgelten lassen. Mit dem Versprechen, zu tun, was sie könne, sei er hinlänglich zufrieden, sagte der Grüne. Jetzt schauderte es Christine doch an Leib und Seele, jetzt, meinte sie, komme der schreckliche Augenblick, wo sie mit Blut von ihrem Blute dem Grünen den Akkord unterschreiben müsse. Aber der Grüne machte es viel leichtlicher und sagte: Von hübschen Weibern begehre er nie eine Unterschrift, mit einem Kuß sei er zufrieden. Somit spitzte er seinen Mund gegen Christines Gesicht, und Christine konnte nicht fliehen, war wiederum wie gebannt, steif und starr. Da berührte der spitze Mund Christines Gesicht, und ihr war, als ob von spitzigem Eisen aus Feuer durch Mark und Bein fahre, durch Leib und Seele, und ein gelber Blitz fuhr zwischen ihnen durch und zeigte Christine freudig verzerrt des Grünen teuflisch Gesicht, und ein Donner fuhr über sie, als ob der Himmel zerspringen wäre.

Verschwunden war der Grüne, und Christine stund wie versteinert, als ob tief in den Boden hinunter ihre Füße Wurzeln getrieben hätten in jenem schrecklichen Augenblick. Endlich war sie ihrer Glieder wieder mächtig, aber im Gemüte brauste und sauste es ihr, als ob ein mächtiges Wasser seine Fluten wälze über turmhohe Felsen hinunter in schwarzen Schlund. Wie man im Donner der Wasser die eigene Stimme nicht hört, so ward Christine der eigenen Gedanken nicht bewußt in dem Tosen, das donnerte in ihrem Gemüte. Unwillkürlich floh sie den Berg hinan, und immer glühender fühlte sie ein Brennen an ihrer Wange, da wo des Grünen Mund sie berührt: sie rieb, sie wusch, aber der Brand nahm nicht ab ...

Ein Studentenulk.

(Was hier folgt, ist kein Gedicht, sondern eine sichere Geschicht und erzählt von Pater Abraham a Sancta Clara*.)

Eine vornehme Fürstin in den Niederlanden hätte ein sehr köstliches Kleinod verloren, welches auf eine große Summa Geld geschätzt worden, und weil sie — nach allem angewendeten Fleiß — solches nicht mehr konnte erfragen, hat sie bei sich gänzlich (fest) beschlossen, die Zauberer und Schwarzkünstler um Rat zu fragen, zu solchem Ende ein großes Geld öffentlich demjenigen verheißen, der ihr das entfremdete Kleinod wieder zuwegen bringen würde. Nachdem solches ein frischer, junger Mensch erfahren, gedachte er einmal ein Stückel zu wagen und einen Studentenpossen zu probieren. Er begibt sich daher ganz mutig und unerschrocken zu der Fürstin (sein Name war Monsieur le Ratz, das ist Herr Ratz mit dem Zunamen) und verspricht der Fürstin, ihrem gnädigen Willen nachzukommen und das verlorene Kleinod einzuhändigen, jedoch mit dem Geding, daß sie ihn drei Tag nacheinander in ihrem Palast öffentlich, daß jedermann kann zuschauen, lasse traktieren, welches alles die Fürstin erbietig zugesagt und gehalten. Und Herr Ratz setzt sich zur Tafel, alle fürstlichen Bedienten warten auf, eine große Menge Volks schaut zu, worunter auch einer aus denjenigen, die das Kleinod entfremdet, ungekannt gestanden. Dem Herr Ratzen schmeckt das fürstliche Traktament nicht übel. Nachdem nun der Ratz den Ranzen ziemlich angeschoppt, steht er von der Tafel auf, schaut alle Umstehenden ernstlich an und bricht endlich in die Worte aus: „Den ersten hab ich!" (Er verstund aber den ersten Freßtag.) Einer von den Dieben, so unter dem Volk gegenwärtig, glaubte gänzlich (was das böse Gewissen nicht tut!), er

* Wen's gern gruselt, der lese diese Geschichte in Jeremias Gotthelfs „Ausgewählten Werken", von Joh. Mumbauer herausgegeben (Herder, Freiburg i. Br. 4 Bde. Gebunden je M. 7.—). In ihr hilft der Leibhaftige um einen Teufelsdienst Bauern eine Buchenallee umpflanzen. Die Verhandlung über den Pakt entnehmen wir als Leseprobe der Erzählung. Was es aber mit der „schwarzen Spinne" selber auf sich hat, soll der Neugierde vorbehalten bleiben.

* Der „Blütenlese aus seinen Werken" (von Dr. Karl Bertsche, herausgegeben bei Herder, Freiburg i. Br. 2 Bände. 13. bis 15. Tausend und 9.—12. Tausend M. 3.40 und M. 4.50) entnommen. Diese Büchlein sollten als Volksgut bei uns heimisch werden.